

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 287.

Freitag, 8. Dezember.

1916.

Und das Glück kam.

(16. Fortsetzung.)

Von Elisabeth Fried.

(Nachdruck verboten.)

Langsam nur konnte er sich in die alten Verhältnisse zurückgewöhnen. Aber auch hier war das Zusammensein mit Randolph der beste Ausgleich. Er teilte Philipps kleines Haus mit ihm, sie hielten zusammen einen Koch und führten gemeinsame Wirtschaft. Philipp mußte Randolph Heubach überall einführen, was allerdings ein dankbares Geschäft war. Denn als Sohn des Plantagenbesizers wäre Randolph einer freundlichen Aufnahme sicher gewesen, auch wenn er nicht der gewandte und lebenswürdige junge Mann gewesen wäre, der es verstand, überall den rechten Ton zu treffen, ob es nun in der Fabrik war mit den Ingenieuren und den Arbeitern oder in den einzelnen Familien. Jeder Zumachs wurde von dem kleinen Kreis von Menschen, die aufeinander angewiesen waren, mit Freuden begrüßt. Kein Wunder, daß ein junger Mann wie Randolph sich nicht zu beklagen hatte!

Kauai ist die schönste der hawaiischen Inseln. Bewaldete Höhenzüge wechseln ab mit fruchtbaren Tälern, die meist von Flüssen durchzogen sind. Wundervolle Bäume bilden Gänge von einer für das Auge des Fremden überraschenden Großartigkeit. Wohl an hundert verschiedene Arten dieser anmutigen Pflanzen in jeder Schattierung und Größe konnten die Aufmerksamkeit eines Naturfreundes wohl fesseln. Eigenartig schöne Blumen, ganze Felder, die mit Laro-pflanzen bedeckt waren, jener Pflanze, deren Blüte an unsere Lilie erinnert, aber zugleich in ihrer Wurzel ein wichtiges und schmackhaftes Nahrungsmittel liefert, Bananenwälder, Reis- und Zuckerrohrfelder bildeten immer neue Überraschungen für den Neugekommenen. Sein Entzücken über die „Garteninsel“, wie Kauai oft genannt wird, war so groß, daß es Philipp zuweilen vorkam, als sähe auch er manches zum ersten Male.

Als eine wirksame Verbündete, ja als die allerwichtigste, trat dann, als die Zuckerrübe, die „Mühle“, zu arbeiten begann, die Arbeit hinzu, um langsam die Heilung von schwerem Heimweh bei Philipp einzuleiten. Der Montag trat in sein Recht. Es war eine neue Maschine angeschafft worden, die anfänglich den Dienst versagte, weil irgend etwas beim Aufstellen versehen worden war. In dieser weltfernen Gegend, wo man ganz auf sich selbst angewiesen ist und Hilfe von außen nur beschafft werden kann, wenn sie unumgänglich nötig ist, bedeutete dies Verlegen ein angestrengtes Arbeiten, Nachdenken und Probieren, bis der Fehler gefunden war. In den ersten Tagen waren die Freunde abends so müde, daß sie nicht mehr auf den Tennisplatz gehen konnten. Allmählich gewöhnten sie sich ein und nahmen die Gewohnheiten, die Philipp vor seiner Reise nach Deutschland gehabt hatte, wieder auf.

Einer der Ingenieure, ein Engländer Mr. Bell, hatte sich inzwischen verheiratet. Seine junge Frau war keine Fremde für Philipp; sie war als junges

Mädchen als Erzieherin im Hause des Arztes in Weimea tätig gewesen. Mrs. Bell hatte zu ihrer Ausbildung ein Jahr in Deutschland zugebracht, für das sie seitdem eine große Vorliebe besaß. Schon vor ihrer Verheiratung war sie mit Philipp Ferber gut Freund gewesen und zog ihn und seinen Freund jetzt sehr in ihr Haus. Die Gastfreundschaft steht auf den Inseln überhaupt hoch in Blüte. Selten verging ein Sonntag, an dem die jungen Leute nicht irgendwo eingeladen waren. Wenn sie dann gegen Abend auf der Veranda, dem bungalow, das dort an keinem Hause fehlt, saßen und in das blühende und in den leuchtendsten Farben glühende Land hinaus sahen, kamen nach der Sitte des Landes wohl Eingeborene in ihrer malerischen Tracht und spielten vor dem Hause auf ihren Lauten hawaiische Lieder und sangen mit ungemein wohlklingenden Stimmen dazu. Dann stiegen vor Philipp Bilder aus der Heimat herauf, er sah Mir am Flügel sitzen und hörte sein Lieblingslied „Like no alike“ spielen oder den Refrain eines anderen summen:

„Oh fond embrace
Until we meet again.“

Alle Sehnsucht, die er die Woche über gewaltig zurückgedrängt hatte, wachte dann in ihm auf und überwältigte ihn. Wenn er nach Hause kam, schrieb er einen langen Brief, den er jedoch meistens nicht abschickte, weil er der geliebten Frau das Herz nicht schwer machen wollte.

Langsam entschwand die Zeit.

Das Weihnachtsfest hatte Gräße aus der Heimat gebracht, treue Worte von Frau Ferber, muntere Briefe von den Schwestern, aber auch Viktor und Mir hatten geschrieben. Da Philipp fürchtete, daß sein erster Brief zum Feste noch nicht in der Heimat sein könnte, kandelte er an Mir das eine Wort: Aloha. Es ist der hawaiische Ausdruck für Gruß oder Glückwunsch. So würde sie wenigstens wissen, daß er ihrer gedachte.

Das Fest verbrachten die Freunde in den besfreundeten Familien; jeden Tag waren sie eingeladen, und es ging heiter und vergnügt zu bei den Gesellschaften, über deren Uppigkeit Randolph erstaunte. Immer war Mir Danford mit unter den Gästen, aber da sie bald merkte, daß Philipp verändert zurückgekommen war, wandte sie ihre Suld Randolph und den anderen jungen Leuten zu.

„Es ist ein vertauselter, kleiner Rader“, sagte Randolph eines Abends auf der Nachhausefahrt zu Philipp, „ich habe doch schon allerlei Mädels kennen gelernt, aber noch keine, die so anmutig kokett zu sein versteht. Ich glaube, heute habe ich ihr zehnmal den Schuh zubinden dürfen.“

Philipp lachte. „Ja, das ist ihre schwache Seite. Sie weiß, daß sie sehr kleine hübsche Füßchen hat. Aber bei uns zu Hause würde das doch niemand so unerblickt betonen.“

„Ach“, erwiderte Randolph schwärmerisch, „die deutschen Mädchen! Man muß doch sagen, es gibt sehr nette darunter! Wenn ich nur könnte —“

„Was denn? Ob dir die blonde oder die braune besser gefällt?“ scherzte Philipp, „nun, du hast ja Zeit, es dir zu überlegen.“

„Damit nachher alle beide weg sind, wenn ich wiederkomme? Andere Leute haben auch Augen.“

„Bist du dir denn noch kein bißchen klarer geworden? Ich dachte, das sei alles nur Scherz, und du hättest es längst vergessen!“

„Du hast mich eben immer unterschätzt, Phil, und außerdem hast du dich ja überhaupt kaum um mich gekümmert in dieser ganzen Zeit.“

„O, verzeih“, murmelte Philipp, dem plötzlich das Herz wieder schwer wurde. Während sie in der herrlichen Nacht zwischen hochragenden Palmen dahinfuhren, der Himmel klar und von funkelnden Sternen besät, die Luft mild wie im Sommer, stiegen vor seinem geistigen Auge die Taunuswälder auf, die jetzt dicht verschneit sein mochten. Aber er sah sie vor sich, wie er sie zuletzt gesehen hatte, im bunten Herbstschmuck, von der untergehenden Sonne rot bestrahlt, und sich selbst an der Seite der süßesten Frau, die ihm gut war, wie er ihr, und der er doch in seinem innersten Gedanken nicht anders als ehrerbietig zu nahen wagte. Eine alte, halbvergessene Strophe fiel ihm ein, die er erst in der Erinnerung suchen mußte, bis Vers sich an Vers schloß:

„Lande hab' ich viel gesehen,
Nach dem besten such' ich allerwärts,
Übel möge mir geschehen,
Wenn ich je bereden ließ mein Herz,
Dah' ihm wohlgefalle
Freunder Lande Brauch,
Wenn ich lügen wollte,
Lohnte mir es auch?
Deutsche Zucht geht über alle!“

Unmerklich ging die Zeit und übte ihren heilenden Einfluß. Philipp korrespondierte eifrig mit den Freunden in der Heimat, aber das, was ihm am meisten am Herzen lag, erfuhr er nicht: ob Aliz und Viktor sich jetzt besser verstanden. Einmal schrieb die Mutter, Herr und Frau Dr. von Dille seien aus Wiesbaden zurückgekehrt und hätten sie besucht. „Wie schön wäre es, wenn du auch wiederkommen könntest“, hatte sie hinzugefügt, „das haben Dilles auch gemeint.“

Fräulein Leegen zeigte ihm den Tod des Kranken Dieschens an und schrieb dabei: Dr. von Dille habe sich einen Gotteslohn verdient, soviel Mühe habe er sich um das arme Geschöpf gegeben. „Leider macht er gar keinen glücklichen Eindruck“, fuhr sie fort, „und ich würde ihm doch alles Glück der Welt gönnen.“

Das war die einzige Andeutung, die darauf schließen ließ, daß alles noch ganz beim alten geblieben war. Philipp seufzte schwer. Sollten sie alle glücklos durch das Leben gehen? Er wußte keinen Ausweg . . .

Im Sommer kam Randolph eines Tages in die Zuckerfabrik gestürzt. Er hatte einen Brief aus Deutschland erhalten, der ihn glücklich machte.

„Räte, von wem?“

„Von einer Platte natürlich —“

„Ja, aber es geht dich auch an!“

„Also von Maria oder Frieda.“

„Gut. Weil du so schön raten kannst, darfst du ihn lesen.“ Er gab Philipp den Bogen. Schon von weitem konnte er die steilen Buchstaben seiner jüngeren Schwester erkennen. Sie schrieb:

„Lieber Herr Doktor“

„Bin ich nicht nett? Ich erlöse Sie aus Ihren Zweifeln, denn ich habe mich mit dem jungen Apotheker hier verlobt. Goffentlich wissen Sie nun, wen Sie lieben, sonst kann ich Ihnen auch nicht helfen. Teilen Sie Philipp die große Neuigkeit mit, und seien Sie mit ihm begrüßt von Ihrer

Frieda Ferber.“

Mutter und Maria lassen grüßen.“

Ungeduldig hatte Randolph zugehört, wie Philipps Augen über die Zeilen glitten. Ein Rächeln überflog sein Gesicht, als er den Brief zurückgab.

„Bist du denn nicht ein bißchen traurig?“ fragte er den strahlenden Freund.

„Gar nicht! Ich habe sofort an Maria telegraphiert, ob sie mich will —“

„Es ist doch wohl nicht möglich!“

„Aber natürlich! Soll ich noch länger warten? Bis die mir auch untreu wird? Weißt du“, fuhr er vertraulich fort, „wenn heute der Brief von Maria gewesen wäre, das wäre mir näher gegangen. Ich glaube, wir passen besser zueinander.“

„Maria ist treu wie Gold“, sagte Philipp, „aber dir würde ich sie gönnen.“ Herzlich schüttelten sie sich die Hände.

Maria „wollte“ wirklich, und so fand an einem der nächsten Tage eine überaus fröhliche Verlobungsfeier im Klubhause statt, zu der alle, mit denen Randolph in den Monaten seiner Anwesenheit auf Kauai in Beziehung getreten war, eingeladen wurden. Miß Danford war sehr ungehalten über die Deutschen. Wieviel Gunst hatte sie an die Freunde verschwendet, und alles umsonst! Energisch wandte sie sich jetzt dem ernstesten Ingenieur, einem Schotten namens Guild, zu, mit dem sie sich denn auch in kürzester Frist verlobte.

Inzwischen begannen die Verhältnisse auf den Inseln sich von Grund auf umzugestalten. Als Philipp Herber seinerzeit nach Hawaii gekommen war, lebte die Erinnerung an die Zeit, da die Inseln ein selbständiges Königreich bildeten, das von einem eingeborenen Fürsten regiert wurde, noch in aller Herzen. Denn es waren erst wenig Jahre vergangen, seit die letzte kanakische Königin, Liliuokalani gestürzt worden und eine zunächst provisorische Regierung von den Vereinigten Staaten eingesetzt worden war, die dann zu einer bleibenden wurde.

(Fortsetzung folgt.)

== Lesefrucht. ==

Und all das Geld und all das Gut
Gewährt zwar schöne Sachen;
Gesundheit, Schlaf und guten Mut
Kann's aber doch nicht machen.

Claudius.

Himmelserscheinungen im Dezember 1916.

In ihrer scheinbaren Südwärtsbewegung gelangt die Sonne am 22. Dezember, um 4 Uhr 58 Min. vormittags, an den Wendepunkt, an dem sie eine Zeitlang stillzustehen scheint, und den man deshalb Solstitium genannt hat. In Wirklichkeit erfolgt kein Stillstand der Sonne; sie beginnt am Wendepunkt sofort wieder mit ihrer Nordwärtsbewegung. Der Kalender verzeichnet nach altem Brauch gleichzeitig den Übertritt der Sonne aus dem Zeichen des „Schützen“ in das des „Steinbocks“, d. h. einen imaginären Vorgang, den man nicht auf den Himmel übertragen darf. Bei ihrem tiefsten Stande beschreibt die Sonne naturgemäß den kleinsten Tagbogen, die Nordhalbkugel hat also am 22. Dezember ihren kürzesten Tag, der den Wintersanfang bildet.

Die Deklination der Sonne beträgt am 1. Dezember — 21° 48' 31", am 22. Dezember — 23° 27' 2" und am 31. Dezember — 23° 6' 38"; die Abnahme beläuft sich daher nur noch auf 1° 38' 5", während die schließliche Zunahme 20' 5" groß ist. Im gleichen Sinne verändert sich die Mittagshöhe der Sonne; diese nimmt zunächst bis zum 22. für die verschiedenen geographischen Breiten folgendermaßen ab: für den 54. Parallel (Norddeutschland) von 14° 11' bis auf 12° 33', für den 51. Parallel (Mitteldeutschland) von 17° 11' bis auf 15° 39' und für den 48. Parallel (Süddeutschland und Mitteleuropa) von 20° 11' bis auf 18° 33'. Vom Wintersanfang bis zum Monatschlusse wächst die Mittagshöhe der Sonne wieder um 1/3°. Die Tageslänge erfährt dadurch eine Verkürzung von 7 1/4 Stunden im Norden und von 8 1/2 bis auf 8 1/4 Stunden im Süden. Nach dem kürzesten Tage nehmen die Tage vorläufig morgens noch nicht zu; vielmehr hat nur

der Nachmittag Anteil an der Verlängerung, die im nördlichen wie im südlichen Gebiete 5 Minuten ausmacht. Durch die Dämmerungen wird daher die Tageshelligkeit im Norden anfangs um je 47, zuletzt um je 49 Minuten, im Süden zuerst um je 50, schließlich um je 52 Minuten morgens und abends verlängert.

Der Mond verändert morgens und abends seine Phasen, und zwar findet statt: Erstes Viertel am 2., um 2 Uhr 55 Min. vormittags, Vollmond am 9., um 1 Uhr 44 Min. nachmittags, Lehtes Viertel am 17., um 7 Uhr 3 Min. nachmittags, Neumond am 24., um 9 Uhr 31 Min. nachmittags, und Erstes Viertel am 31., um 1 Uhr 7 Min. nachmittags. Der Mond befindet sich am 13. Dezember, um 9 Uhr 9 Min. nachmittags, in seiner Erdferne bei einem Abstände von 63,6 Erdhalbmessern von je 3873 Kilometer und am 26. Dezember, um 1 Uhr 5 Min. vormittags, in seiner Erdnähe bei einem Abstände von 54,3 Erdhalbmessern.

Am 24. Dezember ereignet sich eine hier unsichtbare partielle Sonnenfinsternis. Diese beginnt um 9 Uhr 32 Min. nachmittags und endigt um 10 Uhr 1 Min. nachmittags. Die Größe der Verfinsternung beträgt nur 0,011 des Sonnendurchmessers. Sichtbar ist die Finsternis nur im Südlichen Eismere.

Von den mit bloßem Auge sichtbaren Hauptplaneten ist Venus am Morgenhimmel, Jupiter und Saturn fast während der ganzen Nacht außerordentlich günstig zu beobachten. Wenden wir uns den Verhältnissen der einzelnen Körper zu, so ergibt sich folgendes: Merkur bleibt wegen seiner Sonnennähe und seines tiefen Standes in der Abenddämmerung verborgen. Er nähert sich der Erde von 1,44 bis auf 1,06 Erdbahnhalmes oder Einheiten von je 149,48 Millionen Kilometer. Sein scheinbarer Durchmesser vergrößert sich infolgedessen von 4,6 bis auf 8,3. Am 22. Dezember um 11 Uhr vormittags, hat Merkur eine Passantenkunft mit dem Planeten Mars; Merkur steht bei dieser 1° 10' südlich von Mars. Doch wie Merkur, so ist auch Mars für das unbewaffnete Auge zurzeit unsichtbar. — Venus strahlt als Morgenstern anfänglich noch drei, am Monatschlusse nicht mehr ganz zwei Stunden lang am südlichen Himmel. Sie wandert in den ersten Dezembertagen aus dem Sternbilde der „Jungfrau“ in das der „Wage“ und um den 20. in das Bild des „Skorpions“, über dessen Hauptsternen sie dann schrittweise weiterzieht. Am 23. hat Venus mit dem Sterne Beta dieses Bildes eine Konjunktion, bei der der Morgenstern sehr nahe nördlich von dem Fixstern steht. Am 22. Dezember, um 6 Uhr abends, kommt der Mond mit Venus in Konjunktion; der Mond bewegt sich nördlich an dem Planeten vorbei. Am Morgen des 23. Dezember bietet sich daher ein fesselnder Anblick. Von der Erde entfernt sich Venus jetzt: ihr Abstand wächst von 1,28 bis auf 1,42 Einheiten; daher verkleinert sich auch ihr Scheibendurchmesser von 13,8 bis auf 11,8. — Mars bleibt, wie schon bemerkt wurde, unsichtbar. Er befindet sich schon in sehr bedeutender Ferne; sein Erdbstand vergrößert sich zudem noch weiter von 2,30 bis auf 2,34 Einheiten, d. h. bis auf 349,78 Millionen Kilometer. Der scheinbare Durchmesser seiner Scheibe sinkt von 4,1 bis auf 4,0 herab. Der (unsichtbaren) Konjunktion von Mars und Merkur wurde oben schon gedacht. — Jupiter glänzt als hellstes Gestirn bei beginnender Dunkelheit schon hoch am südlichen Himmel, kulminiert am 1., um 8 Uhr 57 Min., am 31., um 6 Uhr 58 Min. nachmittags, und geht zuerst um 4½, zuletzt um 2½ Uhr im Westnordwesten unter. Er bewegt sich zunächst noch rückläufig, vom 21. an wieder rechtläufig im Bilde der „Fische“. Sein Erdbstand nimmt von 4,20 bis auf 4,61 Einheiten zu, sein scheinbarer Durchmesser von 43,4 bis auf 39,5 ab. Am 5. Dezember, um 5 Uhr nachmittags, gelangt der Mond mit Jupiter in Konjunktion, der Mond steht bei dieser nördlich von dem Planeten. — Saturn schreitet im Bilde des „Krebses“ rückläufig weiter. Er erhebt sich am Monatsanfang bald nach 8, am Monatschlusse gegen 6 Uhr abends über den nördlichen Horizont, kulminiert in großer Höhe am 1., um 3 Uhr 32 Min., am 31., um 1 Uhr 27 Min. vormittags, und bleibt darauf für den Rest der Nacht sichtbar. Dem Saturn nähert sich die Erde von 8,41 bis auf 9,12 Einheiten. Die scheinbaren Dimensionen des Saturnsystems nehmen vom 1. bis zum 31. Dezember folgendermaßen zu: Äquatordurchmesser von 19,8 bis 20,5, Polardurchmesser von 18,0 bis 18,7, große Achse der Ringellipse von 44,6 bis 46,1, kleine Achse der Ringellipse von 15,7 bis 16,7; wir bilden jetzt

auf die Südfläche der Ringe. Am 18. Dezember, um 2 Uhr vormittags, hat der Mond mit Saturn Konjunktion; der Mond befindet sich hierbei sehr nahe südlich von dem Planeten. — Uranus weilt in ziemlich tiefer Stellung im Bilde des „Steinbocks“ am Abendhimmel. Er kulminiert zuerst um 1 Uhr 35 Min., zuletzt schon um 2 Uhr 42 Min. nachmittags, ist daher nur noch kurze Zeit am südwestlichen Abendhimmel zu beobachten. Der Erdbstand des Planeten vergrößert sich von 20,32 bis auf 20,73 Einheiten; der Scheibendurchmesser des Uranus beträgt nur 4,0. — Neptun bewegt sich nahe südwestlich vom Sternhaufen der Krippe im „Krebs“ langsam rückläufig. Seine Sichtbarkeitsdauer ist fast dieselbe wie die des ihm nahestehenden Saturn. Dem Neptun nähert sich die Erde im Dezember von 29,46 bis auf 29,13 Einheiten. Der Scheibendurchmesser dieses fernsten Planeten mißt nur 2,6, seine Helligkeit ist die der Sterne 8. Größe.

An Sternschnuppen sind die Tage vom 8. bis 12. Dezember besonders reich, in dieser Zeit kreuzt die Erde den periodischen Schwarm der Geminiden, dessen Körperchen zwischen den Sternen Alpha (Castor) und Theta der „Zwillinge“ (Gemini) ausstrahlen. Das Sternbild der „Zwillinge“ steht abends um 10 Uhr schon ziemlich hoch im Osten.

Zu Beobachtungen am Fixsternhimmel eignet sich hauptsächlich die zweite Monatshälfte, da während der ersten der Mondschein störend wirkt. In den langen dunklen Nächten kommt die winterliche Pracht des Firmaments voll zur Geltung. Schon gegen 10 Uhr abends sieht man die sog. Wintersternbilder über dem östlichen Horizont, unter ihnen, zunächst noch in liegender Haltung, den „Orion“, das schönste aller Sternbilder. Mit fortschreitender Nacht richtet sich „Orion“ mehr und mehr empor, um schließlich im Südwesten ganz aufrecht zu stehen; er kulminiert an der Rehwende gerade zu Mitternacht. Ihm folgt südlich der Sirius, der hellste aller Fixsterne, im „Gr. Hunde“ und östlich der Prokyon im „M. Hunde“ — auch den „großen Jäger vor dem Herrn“ begleiten die Hunde. Oberhalb verschauern noch die hellen Gestirne des „Stiers“, „Fuhrmannes“ und der „Zwillinge“ und östlich von diesen der Saturn im „Krebs“ den abendlichen Osthimmel. Dazwischen, im Ostnordosten, steigt die Milchstraße gerade aufwärts, verläuft über den Zenit und senkt sich im Westnordwesten wieder zum Horizonte herab. Hier sieht man die Sterne des „Schwans“ auf ihrem Grunde funkeln, und daneben rechts, im Nordwesten, bemerkt man Rega in der „Reier“. Die schöne Sternreihe der „Andromeda“ zieht sich nahe dem Zenit nach Westen abwärts, der „Gr. Bär“ endlich bedeckt den Nordnordosten.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Der deutsche Pégoud. Uns wird geschrieben: Bei einem Fluge in der Nähe von Hannover ist, wie vor kurzem berichtet wurde, der Osnabrücker Flieger Gustav Tweer, der sich vor einigen Jahren, kurz nach den Erfolgen Pégouds in Deutschland, einen besonders klangvollen Namen schuf, tödlich verunglückt. Er gehörte zuletzt einer Fliegerstaffel auf dem östlichen Kriegsschauplatz an und erwarb sich bei erfolgreichen Flügen über den Feind das Eiserne Kreuz erster Klasse. Ich lernte ihn persönlich kennen, als er in der Blüte seines Ruhmes stand, und ich habe noch mancherlei von ihm in der Erinnerung, was mir den jungen Flieger, der berufen schien, einer der ersten deutschen Luftbezwinger zu werden, unvergeßlich machen wird. Gustav Tweer war ein Deutscher von echtem Schrot und Korn. Obwohl jung an Jahren, damals zählte er kaum zwanzig Lenze, hatte er doch erkannt, daß die deutsche Fliegerei nur dann die französische Konkurrenz aus dem Felde schlagen könne, wenn wir uns auf uns selbst stellten, den Franzosen das Gute entnehmen, im übrigen aber auf eigenen Wegen wandelnd die Höhe des Erfolges erklimmen. Nachdem er in kurzer Zeit auf einem deutschen Flugplatz, dem Gradefchen in Vork in der Mark, übrigens dem ersten deutschen Flugplatz, auf dem die ersten „Kanonen“ sich die Spuren verdienten, im April 1912 schon mit der Zeitschrift Nummer 180 (heute sind die ausgestellten Zeugnisse kaum noch zu zählen!) die Fliegerreise erworben, ging er von Platz zu Platz, versuchte sich an verschiedenen Maschinen und kam auch nach Frankreich, wo er dem französischen Meister Mériot

einen Besuch abstattete. Er besah sich dort einen gerade fertig gewordenen Apparat und fragte dann Blériot, ob er die Maschine einmal fliegen könne. Nur zögernd gab Blériot die Einwilligung, da, wie er meinte, ein deutscher Flieger nicht die Grazie eines Pégoud habe, um eine solche Maschine fliegen zu können. Zweer stieg ein, startete und flog die elegantesten Schleifen oder, wie man damals noch sagte, „Looping the Loops.“ Blériot war entzückt, und sein erstes Wort war: „Sie sind ein Genie, Sie müssen in meine Dienste treten.“ Zweer lehnte das Anerbieten ab, aber er kaufte dem Franzosen eine seiner Maschinen ab, und mit dieser Blériot-Maschine, einem zierlichen, leichtgefugigen Ding, kehrte er nach Deutschland zurück und errang sich hier in kürzester Zeit nach verschiedenen erfolgreichen Schauflügen, darunter in Leipzig und Kassel, den Beinamen „der deutsche Pégoud.“ „Was halten Sie von Pégoud“, fragte ich ihn eines Tages. „Pégoud“, so antwortete er, „ist ein ausgezeichnete Flieger, aber er vergißt, daß der Flieger große Aufgaben bewältigen und nicht den Sport zum Varietékunststückchen machen soll. Gewiß, ich fliege in derselben Art wie er, aber ich habe nicht vor, die „Loopings“ immer zu fliegen. Mein Hauptstreben ist, der Welt zu zeigen, daß man ein Deutscher sein und doch den Franzosen auf dem Gebiete der Eroberung der Luft schlagen kann. Ich will auch den deutschen Fliegern zeigen, daß es sehr wohl möglich ist, in allen Lagen die Maschine zu beherrschen, und wenn diese Erkenntnis (damals stand eben das Flugwesen noch in den Kinderschuhen) Allgemeingut der deutschen Flieger wird, so stärkt dies ihr Selbstvertrauen und leitet ihre Leistungen.“ Gustav Zweer war persönlich von größter Bescheidenheit. Besonders liebte er es nicht, sich umständlich, wie Pégoud es tat, in besonderen Dreck zu werfen. Er bestieg das Flugzeug, wie er war, im Strahlenanzug, mit der Sportmütze auf dem Kopf, ohne Helm und ohne Leder-gamaschen. Als der Krieg ausbrach, stellte er sich freiwillig der Heeresverwaltung zur Verfügung, und nun ist er dem, dem er die schärfste Gegnerschaft bereitet hatte, Pégoud, in den Tod gefolgt. Auch auf ihn trifft das stolze Wort zu: Er war unser! (Pens. Wln.)

Der Eintritt der türkischen Frau ins Wirtschaftsleben. Wohl in keinem Lande hat der Krieg eine so grundlegende kulturelle und wirtschaftliche Umwälzung angebahnt wie in der Türkei. Die Türken, die die Ausbeutung der Bodenschätze und industriellen Möglichkeiten ihres Landes früher in ziemlich großem Maße fremden Staaten überließen, sind in eine neue Ära der Erwerbstätigkeit getreten, die mit neuen kulturellen und religiösen Anschauungen und mit politischen Zuständen in enger Verbindung stehen. Besonders charakteristisch für die Türkei vor dem Kriege war der Mangel der Anteilnahme der Frauen am Wirtschaftsleben. Dies ist nun im Verlaufe des Krieges völlig anders geworden. Wenn man auch heute noch nicht im vollen Sinne des Wortes von einer direkt feministischen Bewegung in der Türkei sprechen kann, so ist doch schon jetzt festzustellen, daß die türkische Frau die Grenzen ihrer früheren Abgeschlossenheit überschreiten durfte, um sich arbeitend und erwerbend an die Seite des Mannes zu stellen. Diese Erscheinung, über die in der „Almschau“ interessante Angaben gemacht werden, ist das gewaltigste Merkmal des türkischen Erwachens. Der erste Schritt hierzu wurde durch den Noten Halbmond veranlaßt. Eine große Zahl von Frauen trat aus der bisher für ihr Geschlecht üblichen Reserve heraus, um sich in den Dienst der Soldatenpflege und sozialen Fürsorge zu stellen. Da auch in der Türkei die Einberufung der Männer einen Ersatz der Arbeitskräfte erforderte, machte die Bewegung rasche Fortschritte, und Hunderte von türkischen Damen haben in der großen „Mischki-Jourdou“ Schneidern, Sticken und Nähen gelernt, um an Stelle der lämpfenden Gattin für ihre Familien zu sorgen. Die türkischen Frauen selbst beabsichtigten, nicht zu rasten, bis sie sich in dieser Hinsicht nicht mehr von ihren europäischen Schwestern unterscheiden. Hierbei kommt ihnen sogar eine Bestimmung des Korans besonders entgegen, nach der die türkische Frau in jedem Falle gesetzmäßig selbständigen Handel treiben darf. Abgesehen ist die türkische Weiblichkeit an sich für das Erwerbsleben sehr geeignet; so zeichnete sich die türkische Bäuerin zu allen Zeiten durch ihre große Kraft und Ausdauer aus, und in vielen Gegenden Anatoliens beispielsweise, wo so gut wie keine arbeitsfähigen Männer noch dem Zivilleben angehören, erteilt die landwirtschaftliche Produktion trotzdem keinerlei nennenswerte Verminderung; da die Frauen hier von Haus

aus die wichtigste Arbeitskraft war. Das gleiche gilt in Anatolien auch für die weltberühmte Teppichindustrie. Nunmehr sollen durch einen von der Gattin Enver-Paschas, Prinzessin Rabia Sultan, neugegründeten Verein in Anatolien große Konfektionswerkstätten eröffnet werden. Allein in der Hauptstadt sollen 10 000 Frauen in solchen Werkstätten Beschäftigung finden. Diese für das soziale Leben der türkischen Frau sehr bedeutsame Gründung findet den vollen Beifall der türkischen Presse und ist das beste Kennzeichen für den Weg moderner sozialer Entwicklung, den die türkische Frauenwelt mit überraschender Schnelligkeit und bewunderungswürdiger Energie beschritten hat.

Der verbotene Londoner Weihnachtschmaus. London, der Sitz der Aushungerungsdiplomaten, wird das diesjährige Weihnachtsfest selbst ohne das übliche Festessen begehen müssen. In einem Aufruf, den die gesamte englische Presse veröffentlicht, wird mit beweglichen Worten erklärt, daß man diesmal von dem gewohnten Weihnachtsmahl werde Abstand nehmen müssen, da der Mangel an Lebensmitteln, an Arbeitskräften und Transportgelegenheiten diesen Luxus nicht gestatte. Die strengste Sparsamkeit sei dringendes Gebot, und tiefer sei der bisherige englische Weihnachtschmaus geradezu entgegengesetzt gewesen. Wie viel mehr Fleisch zu Weihnachten als zu sonstiger Zeit verbraucht wurde, gehe daraus hervor, daß die Kaufleute in der Weihnachtswoche 10- bis 20mal mehr ausliefern mußten als sonst. Auch der als englischer Weihnachtsbraten besonders beliebte Truthahn müsse diesmal von der Liste der Weihnachtsgenüsse gestrichen werden, da ein Mann, der unter den gegenwärtigen Umständen Truthahn esse, schlechterdings nicht mehr als Patriot bezeichnet werden könne. Sehr komisch wirkt eine als Pflaster beigegebene Erklärung, daß die bisherige Art der Weihnachtsessen übrigens dem körperlichen Wohlbefinden sehr unzulänglich gewesen sei. Der Grundsatz für alle Engländer, die ihr Land liebten, müsse diesmal unter allen Umständen lauten: „Ein einfaches Weihnachtsfest!“ Dies ist ein Weihnachtsgeschenk, das die britische Aushungerungsdiplomatie sich noch vor einem Jahre wohl kaum erträumt hätte.

Die diplomatischen Schwierigkeiten des Schweizer Buchhandels. Auch die neutralen Länder haben es heutzutage bekanntlich nicht leicht und ganz besonders nicht, wenn sie wirklich neutral sein wollen. Stets aber kann man beobachten, daß es die Alliierten sind, die durch unberechtigte Forderungen, durch Gewaltmaßregeln oder zumindest durch eine nichts weniger als ehrenvolle Art der Propaganda die anständig geführten Neutralen in tausend Schwierigkeiten und Nöte stürzen. So wird die deutsche Schweiz immer wieder von den Franzosen angegriffen, denen schon der dortige Gebrauch der deutschen Sprache in Wort und Schrift ein arger Dorn im Auge ist. Welchen Schwierigkeiten beispielsweise ein einfacher Schweizer Kaufmann heute ausgesetzt werden kann, geht aus der ebenso lächerlichen wie unberechtigten Anschuldigung hervor, die das „Journal des Débats“ gegen die Buchhändler in der deutschen Schweiz erhebt. Das Blatt muß zwar selbst zugeben, daß es heute nicht leicht sei, die Neutralität auch in unbeabsichtigten Äußerlichkeiten aufs peinlichste zu wahren. Die Buchhändler in der deutschen Schweiz folgen schon seit langem dem Prinzip, die französischen und die deutschen Bücher in getrennten Schaufenstern auszustellen. Doch ist dies aus Raumangel nicht immer möglich, und so kommt es zu Schaufensteranordnungen, die noch der Meinung des „Journal des Débats“ den Beweis für eine franzosenfeindliche Tendenz ergeben. So führt das Blatt aus, daß man im Schaufenster einer der größten deutsch-schweizerischen Buchhandlungen auf der einen Seite französische, auf der anderen Seite deutsche Bücher sehe. Während aber die französische Abteilung vorwiegend aus Unterhaltungsschrift und oft leichtfertiger Literatur bestünde, fände sich in der deutschen Abteilung eine auffallend große Zahl wertvoller wissenschaftlicher Werke. Ohne Zweifel sei der Buchhändler ein Franzosenfeind und habe auf diese arglistige Weise dactum wollen, um wie viel höher die ernste und wissenschaftliche Literatur in Deutschland stehe als in Frankreich. Da man leider gegen solche Angriffe keine gesetzlichen Mittel zur Verfügung habe, müsse man mit gleicher Waffe antworten. . . . Bis hier ist aber, wie „Journal des Débats“ zugeben muß, von einer solchen Antwort noch nichts merkbar geworden. Sollte etwa die wissenschaftliche Literatur der bösen Deutschen wirklich größer sein?